Zu erneuerten Kirchen im Hohenloher Land

Gegenwart und Geschichte

Von Peter Haag

In Landschaft und Bauwerk sichtbar, oft unerwartet und fast bestürzend intensiv noch erlebbar, im Wesen der Menschen, in Geist, Kultur und Kunst, blieb „Geschichte", das „Wie und warum wir so gewesen und geworden sind" im Hohenloher Land bis herein in diese Jahre noch in Fülle erhalten.

Kräfte und Mächte, in Jahrhunderten einströmend, sich bildend, sich wandelnd, ablösend, überlagernd, aus- und angleichend:

Bistum, Orden und Protestantismus, also geistliche und weltliche Ordnungsmacht, vielfältige Regel, Reform, Reformation, Gegenreformation und Kirchenordnungen;

Herrschaft vielverzweigter, aufblühender und absterbender Geschlechter, vom staufischen Dienstmann bis zum aufgeklärten Fürsten des 18. Jahrhunderts, dessen Residenz etwas vom Glanz, von Kultur und Bildung der großen europäischen Höfe widerspiegelte;

Stadtmacht: Sicherheit und Recht, Markt und Münze, Handwerk, Handel, Schule und Kunst;

dann napoleonischer Schnitt durch alte, langgewachsene Verbindungen, staatliche Neufassung und Hineinwachsen in größere Zusammenhänge;

aber immer auch, neben den Melodien, die die „Großen" spielen, wie ein gleichbleibender Grundton die tagtägliche Arbeit vieler am Vieh und am Korn, am Wein, am Salz, an Stein und Holz –

dies formte Landschaft, Weg, Straße, Dorf und Stadt, Haus, Hof, Platz und Markt, Burg, Schloß, Kloster und Kirche bis herein in unsere Zeit, wurde so zu einem Teil unserer Gegenwart, damit zur Aufgabe und so auch zur drängenden Frage:

Was ist, was bleibt für uns von all diesem (ohne unser Zutun) auf uns gekommenen Alten brauchbar, sinnvoll, richtig und wichtig? Gibt es (in dieser extrem desorientiert erscheinenden Übergangszeit) brauchbare Vorstellungen oder Leitbilder, aus denen sich Antwort ergibt auf die Frage nach dem Wert des Alten? Konkreter für hier Antwort auf die Frage: welchen Sinn die Erhaltung alter Bauten heute und morgen grundsätzlich noch hat. Diese Antwort hätte dann auch Gültigkeit für die alten Kirchen, die in den Dörfern und Städten stehen, diese vielgestaltigen Gebilde, meist auch in Jahrhunderten gewachsen, das einemal mit beneidenswerter Sicherheit, ein andermal weniger glücklich je nach den wechselnden Bedürfnissen ergänzt, umgebaut, erweitert und immer wieder neu, zur Ehre eines Höheren (immer ein wenig oder mehr aber auch zur Ehre der Menschen) geschmückt und geziert.

Viele dieser Kirchen erfuhren in den letzten Jahren (meist kann man sagen: einmal wieder) eine gründliche Erneuerung. Auch der Verfasser konnte eine größere Anzahl umgestalten, also neu ordnen für unseren heutigen Gebrauch und dabei mithelfen, manches ursprünglich Gute, einen erstaunlichen Bestand an geschichtlicher Aussage, viele reich differenzierte Kunstform, die durch Unverstand verdorben, verdeckt, verschmutzt war, zu sichern oder neu zu finden.

Aus dieser umfangreichen und intensiven Arbeit wird das Recht abgeleitet, zu versuchen, als Architekt und damit naturgemäß andere, ebenso wichtige Gebiete nur streifend, eine Antwort auf die oben gestellte Frage zu geben.

Zunächst zwei Einwände gegen das Erneuern alter Bauten, die oft zu hören sind. Es lohnt, sie nicht einfach zu ignorieren. Sie verdeutlichen das Gewicht der Fragestellung. Auf sie eine brauchbare Antwort zu finden, heißt die gestellte Frage weitgehend beantworten.

Die einen, die „frei", ohne die „Last des Alten" leben möchten, die „Neuen" argumentieren: wodurch sind, bei den großen Aufgaben, die unsere Zeit zu bewältigen hat, Arbeit und Kosten für die Erhaltung alter Bauten heute überhaupt noch gerechtfertigt? Was ist an diesen Bauten, die oft „so dumm im Wege stehen", denn noch zeitgemäß, interessant oder gar schön? Welcher Bezug zum Heute ist denn noch gegeben? Wird hier nicht versucht, Vergessenes, unbrauchbar gewordenes künstlich am Leben zu halten, Maskerade in abgetragenen Kleidern zu treiben? Es sind nicht wenige, nicht nur auf allen Ebenen die „erfahrenen Rechner", die eisernen Praktiker und die angeblich nach vorne planenden „Realisten", sondern gerade und auch Architekten, die nur dies kennen: Abbrechen, neu machen, im (vielberufenen, leider so schwer bestimmbaren) Geiste und mit den modernen Methoden unserer Zeit!

Die andern, die „Romantiker", die – wie sie traurig

1. Kirche in Gnadental. Blick nach Westen zur „Nonnenempore" des ehemaligen Zisterzienserinnenklosters aus dem 13. Jahrhundert Aufnahme Volk

verraten – dazu verurteilt sind, in dieser bösen Zeit leben zu müssen, sähen am liebsten, wenn überhaupt nichts an den alten Bauten geschehen würde, nicht einmal „abstauben" oder „ummöblieren" möchten sie erlauben; lieber lang, lang hingezogen (wenn auch ihres Sinnes beraubt) sollen die Bauten „in Schönheit sterben" oder eigentlich, kraft eines unerklärbaren Gesetzes, ewig weiterleben. Unterschiedlos kämpfen sie um jedes Detailchen wo und von welcher Qualität auch immer, oft ohne Kenntnis des eigentlichen Wertes oder Unwertes und der Zusammenhänge. Die unwichtigste Einzelheit wird ihnen zum Zeugnis einer „großen" Vergangenheit oder der „guten" alten Zeit (die so nie war!), wird, über die ignorierte Gegenwart hinweg zur Hilfskonstruktion, zur vermeintlichen Brücke hinüber in eine zukünftige, wieder (aus unerfindlichen Gründen) „heile, echte Heimatwelt, in deren Gassen wieder Volkslieder klingen . . ."

Mit diesen beiden (in der Kürze vielleicht etwas

2. Kirche in Frauental. Ehemaliges Zisterzienserinnenkloster 13./14. Jahrhundert. „Unterkirche" Aufnahme Volk

scharf konturierten) Gegnern einer schöpferischen, aktiven Arbeit an den alten Bauten ist ernsthaft zu rechnen. Es ist begreiflich, daß sie existieren. Für die „Neuen" ist Vergangenheit tot, und zwar aus Unwissenheit, weil niemand sie lehrt, die Augen aufzumachen, vielleicht niemand es sie lehren wollte oder konnte und sie sich selbst vielleicht zunächst dagegen sträuben würden. Augen zu – Bagger – Vergangenheit weg!

Für die „Romantiker" ist Vergangenheit „ihre" zurechtgeputzte Mumie, eigenartig verschmiert, abgenützt, falsch verstanden, aber nicht selten geschäftlich ganz geschickt mißbraucht in jeweils geeigneter landsmannschaftlicher Manier.

Und noch eine Feststellung: es gibt die „Neuen", weil es die „Romantiker" gibt und umgekehrt. Die „Romantiker" als „falsche" Denkmalschützer müssen ja, eigentlich zwangsläufig, für die „Neuen" zu Schreckfiguren werden, vor denen es wegzulaufen gilt. Das ist das Gute an den „Neuen": sie lassen sich von keiner abgedroschenen Phrase, keiner aufgewärmten Ideologie mehr imponieren, sie haben Angst vor jeder Art Rattenfängerei – welches Glück! Die „Romantiker" sehen dagen in den „Neuen" richtig ihrer und ihrer Sache größten Feind, haben aber nur „Pfeil und Bogen" zum Schießen, kennen das reiche Arsenal der „Neuen" an Finten, Macht und Möglichkeiten viel zu wenig. So bleibt meist nur übrig, Zetermordio zu schreien, wenn es wieder einmal zu spät ist. Denn die „Neuen" haben längst einmal wieder über ihren Kopf weg „fortschrittlich und nach vorne" geplant und die Weichen gestellt.

Sollte einmal jemand überlegen, unser Jahrzehnt in einem wesentlichen Punkt positiv zu charakterisieren, so wäre eine mögliche (optimistische) Bezeichnung: „Jahre des Beginns besserer, umfassenderer Versuche." Soziologen, Biologen, Psychologen, Ärzte, Seelsorger, auch Architekten (um nur einige der tätigwerdenden Disziplinen zu nennen) sind, in immer mehr sich steigernder gegenseitiger Anregung, ge-

3. Kirche in Unterregenbach Aufnahme Volk

drängt durch die allmählich chaotisch werdenden Verhältnisse, dazu gezwungen, eine große Überprüfung durchzuführen und die Fehler zu suchen, die in diesem Jahrhundert, teilweise aber auch schon früher, gemacht wurden, die gefährlichen Versäumnisse und Fehlentwicklungen deutlich werden zu lassen, die (fast zu) viele Gebiete der Planung aufweisen. Sei es Landes-, Regional-, Stadt-, Siedlungs-, Verkehrsplanung oder seien es Maßnahmen der Landwirtschaft. Überall werden schwerwiegende Mängel, zuviel rein rezeptiv-formales Planen, zu sehr interessenbestimmte Einseitigkeit, angeblich unerwartete negative Nebenerscheinungen und hieraus sich ergebende schlimme Sekundärfolgen erkannt, wie etwa die sich katastrophal auswirkende Gedankenlosigkeit, mit der Wasser, Erde, Luft verpestet werden, in schierem Gift, Gestank, Lärm und Knall an sich selbst zugrunde gehend; oder die Schwierigkeit der Bewohner in manchen der eine Zeitlang so hochgepriesenen neuen Stadtteile und Siedlungen, Kontakt mit der Umwelt zu bekommen, nicht in Einsamkeit zu verzweifeln, asozial zu werden; oder das Erlebnis der unsagbaren Trübseligkeit, Langeweile und Austauschbarkeit vieler neuer Straßen und Orte, die, auch Folge falscher Planung, hauptsächlich aus parkenden Autos bestehen. Kurz: das Ergebnis der Bestandsaufnahme ist ziemlich trostlos. Die reale Möglichkeit ist erkannt, an der in völlige Unordnung geratenen Umwelt krank zu werden, möglicherweise zugrunde zu gehen. Der Ursachen sind viele[1]. Jammern nützt nichts, wichtig ist, daß neue, bessere Möglichkeiten gesucht werden. Das hat in diesen Jahren begonnen. Es bedarf der Zusammenarbeit vieler, deren Erkenntnisse, Forschen und Wissen zu koordinieren sind, um den ganzen Menschen und seine Umwelt in eine für heute stimmende gesunde Ordnung zu bringen; nicht nur so, daß es gerade noch für eine Weile durch den Aufbrauch der letzten Reserven „irgendwie" weitergeht,

4. Martinskirche Buch bei Brettheim Aufnahme Haag

sondern daß das Leben, das heute ohne umfassende Planung nicht mehr denkbar ist, menschenwürdig wird, gesund, gesichert und geordnet, gerecht und auch (sagen wir es ruhig) schön, für alle.

Utopie, Traum von einer „besten aller Welten"? nein, nur wieder neu gestellte, alte Aufgabe. Lösbar? wie schon immer: je zum Teil, einmal mehr, einmal weniger gut, nicht selten miserabel verfehlt; aber stets neu zu versuchen, heute offenbar besonders dringlich!

Menschliches Verhalten und Gestalten in der Vergangenheit wird in seiner Bedeutung für das Heute immer klarer erkannt. „Geschichte" wird so in unserer Zeit zum notwenig gebrauchten Mitglied im Orchester der Disziplinen, die sich um eine brauchbare heutige Lösung der akuten Menschenaufgaben bemühen. Das „Alte" ist zwar weniger und nicht so ausschließlich wichtig, wie mancher „Romantiker" gerne möchte, steigt aber ebenso sicher mehr in seiner Bedeutung als die „Neuen" sich vorzustellen vermögen: Geschichte als der „Riesenspeicher der Art Mensch", ein noch längst nicht voll ausgenütztes „Prüffeld" menschlichen Tuns und Wirkens, menschlicher Weisheit und Dummheit, menschlichen Bewährens und Versagens. Planen für die Menschen heute kann auf diese richtig gebrauchte Hilfswissenschaft „Geschichte" nicht mehr verzichten. Darin besteht ihr großer Wert und Rang, und aus dieser Tatsache resultiert eine der möglichen positiven Antworten auf die eingangs gestellte Frage „vom Wert des Alten".

Diese für unsere Zeit zu postulierende erhöhte Bedeutung des Geschichtlichen (und das bedeutet alles nur nicht des „Historisierenden") legitimiert dazu, sich zu stemmen gegen die unüberlegte Verstümmelung und Liquidierung unserer wertvollen alten Bauten, die „sichtbarer Teil" der Geschichte sind; hilft dazu, sich sicher zu fühlen in den Argumenten für die grundsätzliche Daseinsberechtigung der alten Bauten, und sie wird so auch zur wohlfundierten Grundlage für die angemessene Arbeit an unseren alten Kirchen.

Diese Kirchen, obwohl oft nicht sehr groß und manchmal, wie man abwertend zu sagen pflegt, „ländlich", sind doch die gebrochenen Spiegelungen all der denk-

5. Martinskirche Buch bei Brettheim, Altar

Aufnahme Staatl. Amt für Denkmalpflege Stuttgart

baren Versuche, die jedes Jahrhundert immer wieder neu (aber auch immer wieder gleichbleibend), machte, um religiöse, geistige Aufgabe und gebaute Form zur Deckung zu bringen; ein offenes Buch der langen, verschlungenen Geschichte unseres Werdens, dies abendländisch und kleinräumig gemeint, unserer Leitbilder, der vielen Versuche, Ordnung zu setzen, christliche Lehre zu verkünden, wie sie eh und je verstanden wurde, mit Weisheit und Liebe, aber auch mit aller Härte und Grausamkeit, der Menschen fähig sind. Ein Buch, in dem zu lesen zur heilsamen Revision des Bildes von einer angeblich nur großen, edlen, gerechten Vergangenheit und zur Bescheidenheit leiten kann, wenn man mit herausliest die Geschichte von einem, zwei oder drei Dutzend Generationen unserer Vorfahren, die Menschen waren wie wir Heutigen und die von morgen, mit immer ähnlichen Nöten, Hoffnungen, Wünschen und Träumen, den gleichen Schwächen, Fehlern und Irrungen, mit dem gleichen Leid und der gleichen Freude und den auch wohl immer gleichen Versuchen, mit Einsamkeit, Leid und Tod fertigzuwerden, fürs Leben einen gültigen Trost zu finden, ihm ein wenig Glanz zu verleihen, es schöner zu machen und dadurch zu erhöhen.

Daneben sind diese Kirchen exemplarische Beispiele dafür, wie dem „rechnenden Praktiker" die Daseinsberechtigung alter Bauten vom Gebrauch her bewiesen werden kann (was, nebenbei, für viel mehr alte Bauten möglich ist, als normalerweise angenommen wird). Die Kirchen sind in der Tat einfach in den meisten Fällen noch großartig brauchbar für die Gemeinde. Oft ist nur ein weniges zu ordnen, an den richtigen Platz zu rücken, um aus ihnen Gottesdiensträume zu machen, die ihre praktische Funktion gut und richtig

6. Martinskirche Buch bei Brettheim, Reste der spätgotischen Altarflügel: Jordantaufe (links) und Martyrium der hl. Margarethe (rechts). Aufnahme Staatl. Amt für Denkmalpflege Stuttgart

und dazu stets unverwechselbar „einmalig" erfüllen, so wie wir das heute fordern können und dürfen.

Aber zur „Geschichte" und zum „Gebrauch" kommt noch ein weiteres, was den höchsten Reichtum dieser Kirchen ausmacht: sie sind Räume, die stets von den Besten der Zeit gestaltet wurden, und sie sind so ein Teil der vielen möglichen Variationen zu den alten, immer wieder neuen Grundthemen des Bauens: Raumform, Raumgliederung, Raumfolge; Wand und Öffnung; Licht und Schatten; Weite und Enge; Maßstab und Verhältnis; Ruhe und Bewegung; schwere Strenge, Würde, gegen Leichtigkeit und Eleganz; Fügen und Spiel mit Material, Form und Farbe; Figur, Bild und Schmuck im Raum: Variationen in immer neuen, für ihre Zeit je „modernen" Rhythmen, Tonarten, Instrumentalisierungen. Sie sind dies für heute oder morgen, nicht und nie (es bedarf kaum der Erwähnung) als ein dicker Katalog von zu kopierenden Mustern, aber sie sind es als tausendfach spiegelnde Bilder konstanter Grundgesetzlichkeiten der Form und der Ordnung, die, hinter allem schönen Schein zu erkennen dem, der selbst zu bauen hat, so viel

Freude, Genuß und Gewinn, so viel disziplinierender Impuls auch für die eigene Arbeit sein können. Alle denk- und brauchbaren grundsätzlichen Raummöglichkeiten sind schon lange erfunden und uns vorgegeben (auch die „neue Höhle" von Ronchamp, die „neue Halle" in La Tourette, ebenso wie das „neue Zelt" von Montreal). Die Geschichte des Bauens ist die nie abgeschlossene Geschichte der aufeinander bezogenen Abwandlungen und Versuche, Ur-Räume, die zugleich Bilder für Ur-Wünsche und Ur-Träume der Menschheit sind, immer wieder neu zu probieren. Daß Kirchenräume durch alle Jahrhunderte dieses Bemühen besonders deutlich widerspiegeln, das macht einen Teil – und nicht den geringsten – ihres Wertes für uns und für die Späteren aus.

Nur ein Mangel haftet „unseren" Kirchen an: sie liegen offenbar zu sehr „vor der Türe", sind uns deshalb so bekannt und gewohnt, daß man in ihnen nichts mehr „sieht". Oder sie haben jene seltsame Unbekanntheit an sich wie berühmte Museen, von deren Glanzstücken man weiß, die man aber nie betritt, weil man täglich an ihnen vorbeigeht. Wir entdecken heute zwar, reisend, „Urformen der Baukunst" in den mediterranen, ostasiatischen, mexikanischen Variationen, sind (mit Recht) von diesen vergessenen Werken anonymer Baukunst beeindruckt; aber die Entdeckung unserer Kirchen läßt noch auf sich warten. Es muß offenbar, um „unsere" Variationen der Urthemen und ihre Schönheiten für uns wieder zu entdecken, sie auch „interessant" zu machen, „von fern her einer kommen", vielleicht ein Student, der seinen Lehrer, oder ein Lehrer, der seine Studenten begeistert, zum Fragen, Suchen und Vergleichen anregt, zu einer Beschäftigung, die mit Voraussetzung dafür sein könnte, daß diese Räume wieder zu reden beginnen – und zu wirken; nicht – der Himmel bewahre uns davor – um wieder eine „Heimatkunst" entstehen zu lassen! Vielleicht aber so, daß durch alles legitime und notwendige neue Versuchen doch ein Grundton durchdringt, der aufhorchen läßt, der dann auch einem modernen Raum wieder die unverwechselbare Individualität und höhere Gebundenheit geben könnte, ihn so aus der formlosen Massenware heraushebt und ihm Rang verleiht. Dieser Traum einer reicheren, weniger uniformen, dafür menschlicheren, „richtigeren" Architektur, die sich an sublimste aber spürbar fixierte Linien, Maßstäbe und Proportionen einer Kulturlandschaft wieder erinnert, wäre neue, recht eigentlich lebensnotwendige Vielfalt und – „Antilangeweile"; wäre sicher aber etwas anderes als das, was eine verlumpte, abgenutzte Phrase „landschaftsgebundenes Bauen" heißt.

Die Arbeit an den alten Bauten, das Erhalten, Erneuern, Ergänzen, Umbauen, kann für diese Zusammenhänge wie keine andere Bautätigkeit wieder die Augen öffnen. Sie wird so, das klingt nach dem Gesagten vielleicht nicht mehr paradox und überheblich, mit zur befruchtenden Tätigkeit für den, der Neues schaffen soll.

Der Versuch, in unserer Zeit und für diese Zeit „gut" und „richtig" zu bauen, ist viel. Dies zu tun, zu wagen in, an, neben den alten Bauten verlangt ein „mehr": das unabdingbare Verpflichtetsein an die Form- und (oft hohen) Qualitätsmaßstäbe, die vorgegeben sind. Manches läßt hoffen, daß dies immer mehr wieder erkannt und so fruchtbar für alles Bauen wird.

Bedarf es noch eines weiteren Beweises für den Wert unserer alten Bauten und für die Wichtigkeit der Arbeit an ihnen, für ihre Unterhaltung, Umgestaltung und für immer wieder neue mögliche Nutzbarmachung?

Die diesem Aufsatz beigegebenen Bilder aus erneuerten Kirchen sollen eine kleine Vorstellung vermitteln von der Vielfalt und dem Reichtum der Hohenloher Kirchen, die die vorangehenden Betrachtungen angeregt haben.

Die nachfolgenden kurzen Beschreibungen der Räume sollen nach keiner Seite hin erschöpfende Angaben enthalten. Es wurde nur jeweils versucht, über jeden Raum etwas Charakteristisches zu sagen, etwas von dem anzudeuten, was seine unverwechselbare Einmaligkeit ausmacht. Dem Historiker, dem Kunstgeschichtler bleibt bei fast allen Kirchen, soweit dies nicht schon von berufener Seite geschehen ist, vieles festzustellen, wobei es notwendig wäre, daß sich ihnen auch bald Soziologen und „Seelenkenner" anschließen würden. Dem Architekten sei die Freiheit erlaubt, aus der Geschichte und der Kunstgeschichte das herauszuholen, was ihm heute (und morgen vielleicht wieder anders) als Hilfe dienen kann, immer tiefer in das Wesen dieser Räume einzudringen, um das ihm an ihnen je exemplarisch Scheinende immer noch besser erläutern zu können, soweit das mit Worten überhaupt möglich ist. Vieles bleibt nicht erklärbar und ist nur zu erleben.

Die Gründung der ehemaligen Zisterzienserinnenklöster *Gnadental* (Abb. 1) und *Frauental* (Abb. 2) liegt vor 1250, noch in der Stauferzeit. Die in wichtigen Punkten auch für die Frauenklöster des Ordens festgelegten Bauregeln, der Typus des langräumigen Frauenklosters, der im Würzburger Bistum mehrfach zu finden ist, legen das Wesentliche der Bauten fest. Die Stifter, Konrad von Krautheim und die Hohen-

7. Martinskirche Buch bei Brettheim, Spätgotisches Gestühl Aufnahme Haag

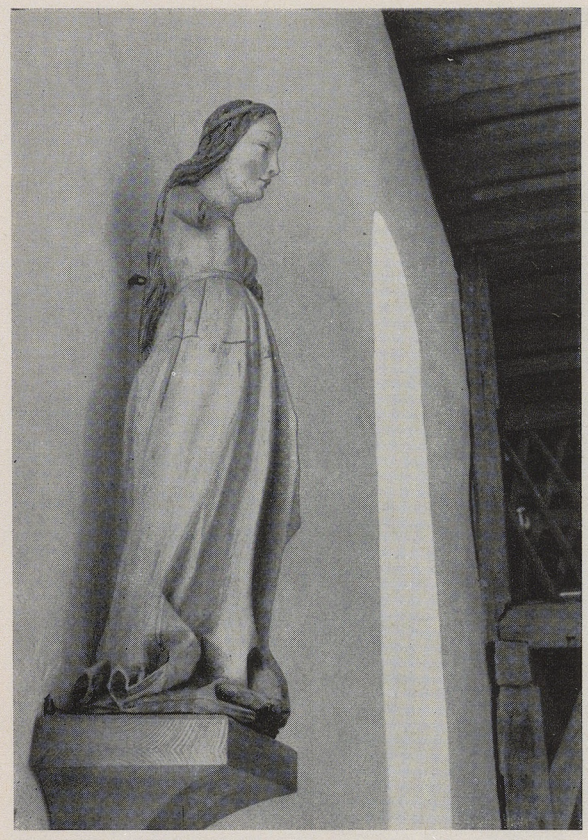
loher Brüder Gottfried und Konrad zählen zu den bedeutenden Herren der Zeit, denen andere Bauten sicher nicht fremd sind[2]. Nach der Reformation waren beide Kirchen für die kleinen Gemeinden viel zu groß und so blieb als noch gebrauchter und erhaltener Gottesdienstraum in Gnadental der Chorbereich und der Ostteil der riesigen Nonnenempore, in Frauental die Unterkirche, der Raum unter der Nonnenempore erhalten.

Über die Verstellungen und Einbauten des 17. und 18. Jahrhunderts weg blieben uns beide (Teil-) Räume selten rein erhalten.

Der helle, hohe Gnadentaler Raum mit seinen spätromanischen, schon das Neue ahnenden, fast barock verzierten Gewölben, den stark plastischen Diensten und dem prachtvoll gefügten Sandsteinmauerwerk (das aber wahrscheinlich schon im 14. Jahrhundert eine dünne Kalkschlämme mit aufgemalter roter Fugenteilung trug, etwas was wir heute nicht mehr „können", also weglassen), die schöne Chorfensterrose, der herrliche Bogen hinauf zur (Nonnen-) Empore, auf der heute, kontrapunktisch, die zierliche Barockorgel steht, der wieder zusammengefügte, wahrscheinlich erste Altar: das läßt heute noch etwas spüren von staufischem, selbstsicherem Macht- und Größenbewußtsein, aber auch einen Schatten gewalttätiger Kreuzzugstimmung ahnen.

In der niederen, eher dämmrigen Frauentaler Unterkirche herrscht mehr Krypten-Stimmung. Der Einbau der Gewölbe erfolgte im 14. Jahrhundert, gerade zu der Zeit, die den spätesten Glanz des Rittertums und das erwachende Bewußtwerden der Bürgerzeit verbindet. Eine reduzierende, fast asketische, aber ordnende schützende Strenge, nicht mehr imperiale Größe formt den Raum. Ein paar Stücke aus späterer Zeit geben dem Raum menschliche Wärme: die schöne Muttergottes, der alte Bischof (dessen jüngerer „Bruder" im Stuttgarter Landesmuseum steht), die Kreuzigung eines Stifterbildes über dem Altar und der plastische Taufstein mit dem hochziehbaren Deckel; als Rückwand für den Altar und für eine Sakristei wurde eine leichte Holzwand eingefügt, die den Ernst des Raumes mit mildern helfen möchte.

Zwischen Gnadental und Frauental liegt (geogra-



8. Martinskirche Buch bei Brettheim, „Maria im Ährenkleid" Aufnahme Haag

phisch vielleicht etwas weit gegriffen) das Hohenloher Land. Die beiden beschriebenen Räume, obwohl (oder weil?) beide nur noch Fragmente der großen, differenzierten Raumschöpfungen sind, sind wie Pole, zwei Raumtypen, die später immer wieder stärker oder schwächer bei anderen Räumen anklingen und spürbar bleiben: der Geist des Gnadentaler „Herrenraums" ist, sublimiert, noch spürbar in Schöntal; der schutzgebende Frauentaler Andachtsraum wirkt weiter in vielen kleinen Dorfkirchen.

Kurz sei hier noch vermerkt: auch in Frauental gibt es einen „Herrenraum", eine großartige Halle, die riesige ehemalige, noch profanierte Nonnenempore. Ein unendlich wohltuend proportionierter einfacher und doch edler Raum, der deutlich spüren läßt, daß burgundische Räume damals bekannt waren. (Daß ihr Geist dort bis heute lebendig blieb, zeigt die schon erwähnte „Halle" le Corbusiers im Dominikanerkloster La Tourette.)

Fast 1000 Jahre Geschichte liegen in der Kirche *Sankt Veit* in *Unterregenbach* neben- und übereinander [3]. Sie wurde in den letzten Jahren erneuert (Abb. 3). Und bei dieser Gelegenheit konnten umfangreiche Grabungen durchgeführt werden, die sich über die ganze Kirchenfläche erstreckten. Die gefundenen Teile früherer Kirchen liegen (zugänglich) unter dem neuen Kirchenboden.

Der heutige Raum, in den man, vom Westeingang her kommend, einige Stufen hinuntersteigt, teils noch aus romanischer, teils aus gotischer Zeit, mit seiner sehr niederen, von zwei schweren Eichenbalken getragenen Holzdecke aus dem 18. Jahrhundert, ist vielfältig gegliedert und geprägt: neben dem Hauptchor zwei übereinanderliegende eigenartige tonnengewölbte Altarplätze; der Chor selbst im 18. Jahrhundert, um eine Orgel unterbringen zu können, seines Gewölbes beraubt; eine (auf der Nordseite verkürzte) Ballusterempore, die auf das 18. Jahrhundert zurückgeht; einer der wenigen noch vorhandenen charakteristischen vierfüßigen Hohenloher Altartische; Reste von Wandmalereien – das ergibt einen Raum, in dem, wie selten, ernste und heitere Töne zusammenklingen, wobei eine kaum erklärbare „Unterregenbacher Schwere" unverwechselbar durch alle Jahrhunderte Grundton und Maßstab bleibt für alles, was dazugefügt, geändert und ergänzt wurde. Hier ist Einheit und örtlich gebundene Einmaligkeit in aller Vielfalt, in der künstlerische und geschichtliche Wachstumskräfte, die durch Jahrhunderte fortwirken, in immer neuen Wandlungen bis heute lebendig und maßstabsetzend spürbar sind.

Kurz vor der bayrischen Grenze, wenige Schritte neben der alten Straße, die nach zwei Gehstunden Rothenburg erreicht, liegt unter ein paar hohen Bäumen die kleine, kaum bekannte, wohl schon vor 1400 entstandene *Martinskirche* von *Buch* [4], eine der letzten Stationen vor dem Ziel, dem man von weither zustrebte, der Heiligblut-Reliquie in der Jakobskirche der großen Stadt. Typus und Zweck des Kirchleins entsprechen dem der Kobolzeller Kirche, nur ist alles einfacher, ländlicher, aber auch die Bucher Kirche ist eine richtige „Straßenkirche" für den Reisenden, zur kurzen Andacht bestimmt (wie heute eine Autobahnkirche), mit je einem Eingang von beiden Straßenrichtungen her; der eine davon ist heute vermauert. Hinter einem Gitter oder auf der Empore stehend wurde das Gebet gesprochen, mit dem Blick auf einen einst prächtigen spätgotischen Hochaltar, der im früheren, wohl schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts nicht mehr vorhandenen Chor stand. Nur Reste des Altars (Abb. 4 und 5), der wahrscheinlich mit dem Chor zerstört wurde, sind noch vorhanden; aber noch, wie um 1500, steht das derbe Gestühl (Abb. 7) mit den eleganten Dockenspitzen, sicher eines der

9. Kirche in Hollenbach, Chor Aufnahme Volk

ältesten, das wir im Lande haben. Die Zapfenlöcher des Gitters, durch das man „die Nase steckte", wie später bei den Barockkirchen, um einen Blick in die Welt des Himmlischen zu tun, sind noch zu sehen; das Gitter mag ausgesehen haben wie die noch aus der spätgotischen Zeit stammende Scherengitterbrüstung der Westempore (die Nordempore wurde später ergänzt). Sitzt man heute in diesem kleinen Raum (in dem zum Glück kein elektrisches Licht und keine Heizung installiert werden mußten, der seltene Gebrauch ließen dies zu) wird man wieder zum Reisenden auf den langen Straßen, empfindet den Ort als Rast- und Stärkungsplatz und spürt die Freude auf das nahe Ziel, die Stadt, die Schutz bietet und die die heilige Reliquie birgt.

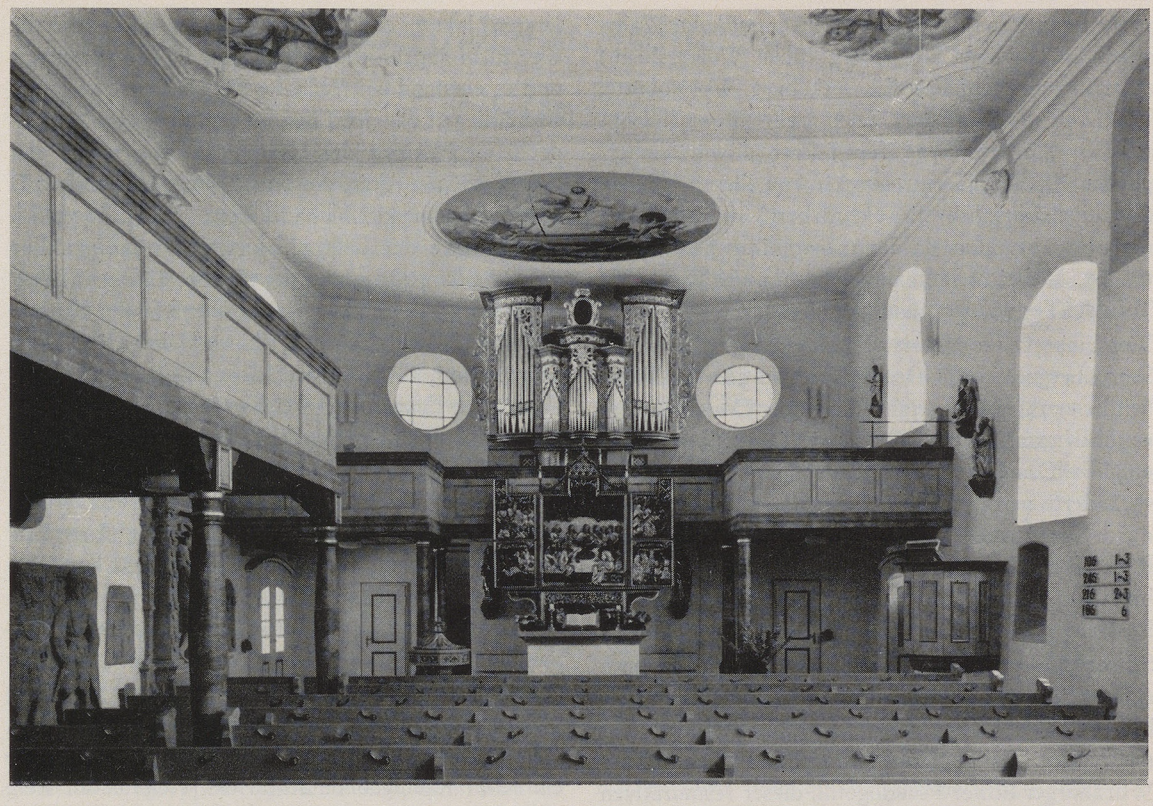
Etwas vom Glanz des späten Mittelalters liegt noch auf den wenigen erhaltenen Resten des Altars: ein Schmerzensmann und zwei Engel mit (ergänzten)

10. Kirche in Schrozberg Aufnahme Volk

Marterwerkzeugen; die drei Figuren sind moriskenhaft verdreht und lassen an den Krieger des Creglinger Hauptaltars denken; ein derb-bäuerlicher Martinsreiter, dem der Rothenburger Wolfgangskirche ähnlich, eine auffallend derbe Muttergottes, zwei schöne Plastiken einer Katharina und einer Klara und eine der seltenen, zerbrechlich-zierlichen Figuren einer „Maria im Ährenkleid" (Abb. 8), die einzige Holzfigur dieser Art, die wir, soweit ich sehe, in unserem Lande besitzen; und – als wahrscheinlich wertvollsten Besitz – Fragmente von zwei spätgotischen Altarflügelreliefs (Abb. 6), die zweifellos dem Meister des Wettringer Altars zugeschrieben werden können, also aus Riemenschneiders nächster Umgebung stammen: eine Jordantaufe, Schongauers Kupferstich nachgebildet (Gottvater fehlt) und (auch seltene Darstellung) das Martyrium der heiligen Margarethe, die, an ein Kreuz gebunden, mit Ruten geschlagen und mit Fackeln gesengt wird. Hier lassen sich Dürersche Figuren als Vorbild ahnen. Die Peiniger, derbe, sich geckenhaft-elegant gebende Söldner, weinen selbst ob dem Schmerz, den sie der Heiligen zufügen müssen. Die Kleidung der Landsknechte ist die Kleidung derer, die einst vor dem Gitter standen oder knieten.

In diesem Raum sind Lebensgefühl, Denken, Religiosität der Zeit um und nach 1500 erhalten wie in einer mit ein paar Strichen hingeschriebenen Skizze, aber unverfälscht und in seltener Frische. Das Bild der ganzen Zeit wird in Umrissen sichtbar: das Leben auf den großen Straßen, Armut, Reichtum, Angst, Not, die Vorstellung von Katastrophen, die dieser Spätzeit auch nicht fremd waren. Und dies festgehalten in den zerbrechlichen, vergeistigten Formen der späten Gotik – schon ahnt man auch die neue Zeit. In einer kleinen Dorfkirche mit ein paar Resten großer Kunst lebt eine ganze Epoche mit ihrer inbrünstigen, differenzierten und auch so verängstigten Frömmigkeit weiter.

Die prachtvolle alte Linde, darüber der schöne Fachwerkgiebel des Choraufbaues führen zur *Kirche* von *Hollenbach* hin. Das Innere, wie wir es heute erleben,



11. Jakobskirche Niederstetten Aufnahme Volk

wuchs in mehreren Jahrhunderten zusammen [5]. Der ehemalige Turmchor ist heute eine kleine, um 1400 reich ausgemalte Seitenkapelle; der heutige Chor (Abb. 9) ist ein tiefer, weiter, schön gewölbter Raum, wahrscheinlich geprägt von seinen Bauherrn, den Mergentheimer Ordensrittern. Das Schiff wird, ähnlich wie in Unterregenbach, beherrscht von zwei riesigen kannelierten Holzsäulen, die die Decke tragen. Der helle, hohe Schiffraum entstand im 18. Jahrhundert, sein Schmuck sind die Bilder der Empore und eine schöne Barockorgel. Der evangelische Hochaltar I. A. Sommers von 1748 wurde in den Ostteil des Chores zurückverlegt, wo er nun mit seiner zierlichen Durchbrochenheit im feinen Lichte flimmert. Ein neuer schlichter Steinaltar steht unter dem Chorbogen. Noble Einfachheit im Schiff, Würde im Chor, geziert durch Wandmalereien des 15. Jahrhunderts und durch die Rokokokunst des Altaraufbaues, alles geht ineinander über. Das Geheimnis des Wohlbefindens in diesem Raum ist mit Worten schwer zu erklären. Es ist da. Ein durch alle Jahrhunderte gehendes „Gesetz des richtigen Weitermachens" ließ alle, die an der Formung des Raumes gearbeitet haben, jeden in seiner Handschrift und unverwechselbar, das sagen, was sich zur Einheit fügen konnte. So entstand, hier darf man das Wort gebrauchen, die schöne Dorfkirche, voll Zauber, Licht und stiller Freude, eine Wirkung, hier sei es einmal gesagt, die mit darauf beruhen mag, daß bei der letzten Erneuerung alle Dinge ihren richtigen Platz fanden, daß der Raum richtig „geordnet" wurde.

Wenige Jahre vor dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges erbaute Graf Georg Friedrich von Hohenlohe-Weikersheim (1596–1645) nach seiner Heirat mit der böhmischen Gräfin von Waldstein die *Kirche zu Schrozberg* [6]. Der evangelische, durch seine Heirat böhmische Standesherr tritt in die Dienste des unglücklichen Winterkönigs und muß mit diesem nach der Schlacht am Weißen Berge aus Prag fliehen. Schon früher war er in kaiserlichen Diensten gestanden, versöhnte sich nach der Niederlage wieder mit dem Kaiser, ward aber von diesem endgültig geächtet, als er sich später auf die Seite Gustav Adolfs schlägt.

Die Schrozberger Kirche gehört zu der Gruppe der Kirchen, in denen während der Jahrzehnte vor dem schrecklichen Krieg versucht wurde, den Typus einer

protestantischen Emporenkirche zu entwickeln. Wahrscheinlich läßt sich Schrozberg (über Weikersheim) ableiten von Vorbildern wie Bückeburg, Wolfenbüttel oder von holländischen oder vielleicht auch böhmischen Kirchen. Was für unsere altwürttembergischen Kirchen an Anregungen von diesen Kirchen (also vielleicht auch über Schrozberg) kam, läßt sich nur noch vermuten, da das meiste nicht mehr erhalten ist. Vielleicht läßt am ehesten noch Weilheim/Teck die Verbindung ahnen.

Vier Emporen in den vier Raumecken gliederten das Schrozberger Schiff. Der Hochaltar, dem Weikersheimer nachgebildet, stand im Chor. Den Platz der ersten Kanzel zu rekonstruieren, war bis jetzt nicht möglich. Das 18. und 19. Jahrhundert ergänzte und veränderte manches. Aber bis heute, vor allem auch durch die starke Wirkung der wieder freigelegten Rollwerkmalerei, blieb etwas spürbar vom frühbarocken Pathos, der bis in die kleine Hohenloher Residenz den Weg fand (Abb. 10).

Schrozberg ist eine „aufregende" Kirche. Ist sie noch eine „Kirche?" oder mehr nur steif-zeremonieller herrschaftlicher Repräsentationssaal, Rahmen für mehr weltliches Gepränge? Mit dem Hilfsmittel der Würzburger Echter-Pseudogotik, dieser restaurativen Kunstform, die eigentlich der Gegenreformation dienen soll und mit den lauten, manieristischen Dekorationsformen versucht die Zeit offenbar krampfhaft, noch einmal so zu tun, als ob alles in Ordnung wäre, und doch wirkt das alles gebrochen, ausgetrocknet, man spürt die inneren Zweifel trotz aller vorgespielten Sicherheit – kann es ein schärferes Bild der Spannungen der damaligen Jahre geben?, der Zeit der großen Blöcke, zwischen denen man hin und her pendelte: hier katholische Ligisten, dort die Schmalkalder Protestanten. Stimmung vor der Katastrophe, Länder – Macht – Glaubensschacher. Dahinter kaiserliche Katholizität, Protestantismus der Fürsten, das große Schachspiel europäischer Diplomatie, dies alles spiegelt herein in diesen eigenartigen, in seiner Art einmaligen Raum.

Ein Raum, der zeigt, was Räume aussagen können, deutlich bis zum Erschrecken. Die Zeit, in der der Schrozberger Raum entstand, war nichts weniger als helle oder heile christliche Zeit. Dieser faszinierende, so sehr „gemachte", schimmernde Raum kann, selten deutlich, auch eine wichtige Antwort geben auf das „Was wir waren".

Im 13. Jahrhundert wurde die einschiffige Stadtkirche *Sankt Jakob* in *Niederstetten gebaut*[7]. 500 Jahre später (1788) wurde, wie Grabungen in den letzten Jahren ergeben haben, der spätromanische Chorturm abgebrochen, die Kirche wurde verlängert und es entstand ein eleganter Emporensaal, reich geschmückt mit den jetzt neu an der Nordwand geordneten Grabsteinen der Herren von Rosenberg, mit einem schönen Altar, dessen Gehäuse der uns immer wieder begegnende Bildhauer Herterich von Ansbach in der Mitte des letzten Jahrhunderts fertigte. Die stattliche Barockorgel auf der Empore über dem Altar ist noch einmal die für viele hohenlohische Kirchen typische „Ansbachische Ordnung", bei der Altar, Kanzel und Orgel übereinander angeordnet sind. (Vgl. z. B. Ettenhausen bei Bartenstein.) In Niederstetten ist aber die Kanzel seitlich angebracht. Die flache Stuckdecke mit ihren farbigen Bildfeldern rhythmisiert den Raum und hält ihn, bei aller Weite, zusammen. Bei der Erneuerung wurde die obere Empore abgebrochen und die Orgelempore von der Schiffempore getrennt (Abb. 11).

Alles fügt sich, wieder über Jahrhunderte hinweg, zur hier besonders festlichen Einheit, ein Glanz des vergehenden Rokoko liegt über dem Raum, auch die spätromanische Zeit nistet noch in den kleinen erhaltenen Fenstern des 13. Jahrhunderts – im ganz einfachen Raumgebilde schoß ein Vielerlei an Zeit und Form zur musikalisch gestimmten lebendigen, ausgewogenen Einheit zusammen, unverwechselbar hohenlohisch geprägt.

[1] Gody Suter: Die großen Städte, was sie zerstört und was sie retten kann. Bergisch Gladbach 1966 (mit einem bemerkenswerten Traktat von Leibniz: „Ursachen, worumb Cannstatt füglich zur Hauptstatt des Herzogthums Würtenberg zu machen"). – Peter Haag: „Heimat – deine Häuser". Schwäbische Heimat 1964/1, und: Landschaftsschutz: „Weltfremd und töricht?" Schwäbische Heimat 1964/4. – [2] Dankwart Leistikow: Burg Krautheim und die Architektur des 13. Jahrhunderts in Mainfranken. Dissertation 1956, TH Karlsruhe; im Auszug in: Württembergisch Franken, Band 43, Schwäbisch Hall 1951. – [3] Zu den Grabungen in Unterregenbach und Niederstetten: vgl. die Beiträge von G. P. Fehring und G. Stachel in Württembergisch Franken, Jahrbuch Band 50, Schwäbisch Hall 1966. – [4] Der Verfasser plant eine ausführliche Beschreibung der Kirche. Zum Gestühl: Hans K. Ramisch: Spätgotische Kirchenbänke in Mittelfranken, 24. Bericht des Bayr. Landesamts für Denkmalpflege, München 1966. Zum Altar (frdl. Hinweis von Dr. Graf Adelmann): Justus Bier: Der Meister des Wettringer Altars, ein Schüler Riemenschneiders. Das Münster, 8. Jahr, Heft 5/6, 1955. Albert Walzer: Noch einmal zur Darstellung der „Maria im Ährenkleid" in der Festschrift für Werner Fleischhauer, Konstanz und Stuttgart, 1965. – [5] Die Kunstdenkmäler des ehem. Oberamts Künzelsau von Georg Himmelheber. Stuttgart 1962. – [6] Das exemplarische Leben des Grafen Georg-Friedrich in A. Fischer: Geschichte des Hauses Hohenlohe. Stuttgart 1866. – [7] Vgl. [3].